

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 15. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 1. August 1894.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.



Das Golf-Spiel. — Siehe Seite 119.
Zeichnung von L. du Bois-Reymond.

Nachdruck verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moritz von Reichenbach.
(3. Fortsetzung.)

Ser Justizrath wiegte den kleinen Kopf und strich mit der Hand über seinen kurzen Vollbart. Dora blickte ihn mit so freundlich-vertrauensvollen Augen an, daß er sich wie ein Bösenwicht vorgekommen wäre, wenn er die Fülle seines Misstrauens plötzlich über dieses junge Herz ergossen hätte. Dennoch hielt er es für seine Pflicht, sie zu warnen.

„Mein liebes Kind“, begann er daher von neuem, „Sie werden im allgemeinen finden, daß man Ihnen sehr freundlich begegnen wird. Aber erst im Laufe der Zeit werden Sie unterscheiden lernen, was dabei Ihrer Person, und was Ihrem Gelde gilt.“

Die großen Augen blickten ein wenig unsicher.

„Meinem Gelde!“ wiederholte sie. „Ich bin also wirklich sehr reich?“

„So ist es, und wenn ich auch vermuthe, daß Sie nicht allzuviel von Geldsachen verstehen —.“

„O, ich habe in unserem Häuschen die Wirthschaft geführt, als Mama im letzten Jahre viel fränkelte,“ unterbrach sie ihn mit so aufrichtigem Ernst, daß er lächeln mußte, während er sagte: „Nun,

was ich sagen wollte: ich will Ihnen noch heute in Gesellschaft meines Collegen einen kurzen Überblick über Ihre Verhältnisse geben. Die Verwaltung Ihres Vermögens bleibt ja vorläufig in meinen und des Oberbergraths Händen, aber die Summen, über die Sie auch jetzt schon verfügen können, sind doch nicht unbedeutend.“

„O, wie mich das freut, der gute, gute Großvater!“

„So? Sie besitzen also Freude an Geld und Gut?“

„Gewiß! Man kann ja so viele Menschen glücklich machen, wenn man imstande ist, ihnen zu helfen. Es ist manchmal gar nicht so viel, was sie nötig haben, aber weil ihnen dieses Nothwendige fehlt, sind sie oft so unglücklich. Es hat uns manchmal zu leid gethan, Mama und mir, daß wir nicht mehr helfen konnten!“

„Haben Sie denn nie daran gedacht, daß Reichtum auch Neider schafft?“

„Ah, das sind schlechte Menschen, die einen andern beneiden! Und die gibt es doch nur selten, und sie sind ja auch unglücklich, weil sie schlecht sind!“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„O, ich weiß das! Meine Eltern haben immer über alles mit mir gesprochen!“

„Und Ihre Eltern haben sich niemals über schlechte Menschen beklagt?“

„Nein, niemals! Wie sollten sie denn auch? Wir waren ja so, so glücklich in unserem kleinen Häuschen. Und daher weiß ich auch, daß man nicht reich zu sein braucht, um glücklich zu sein. Es fehlt uns an nichts, aber Mama überlegte es sich doch sehr, wenn wir neue Kleider oder Hüte brauchten, und wie oft haben wir aus etwas Altem etwas Neues zusammengemacht! Dann waren wir auch gehörig stolz, wenn es geriet!“

„Hm, hm —,“ räusperte sich der Justizrath und blickte halb mitleidig, halb bewundernd zu dem jungen Mädchen hinüber, das so kindliches und so Weises durch einander redete, und das ihm vorkam

wie ein Schmetterling im November, auf dessen bunten Flügeln die Mittagssonne spielt, während man den tödenden Nachtfrost doch für ihn voraus sieht. Sie waren durch einen der langen Buchengänge geschritten, die vom Schloß aus den Garten in verschiedenen Richtungen durchschnitten, und deren längster vor dem Mausoleum endigte. Jetzt lag der große Rasen mit den Asternbeeten wieder vor ihnen, und auf der Terrasse vor dem Schloß stand die übrige Gesellschaft und schien nach den beiden kommenden Umschau zu halten. Mit einer fast ungeldigen Bewegung wies der Justizrath darauf hin.

„Wollen Sie denn dieses ganze Volk in Ihrem Hause behalten? Ich glaube wirklich, Sie wissen nicht, was Sie damit thun, und ich als Ihr Vormund möchte Ihnen den dringenden Rat geben: schicken Sie die ganze Verwandtschaft fort und nehmen Sie eine ordentliche Gesellschaft hier!“

„Mit einem langen, traurigen Blick sah Dora zu den wartenden hinüber und dann zu ihrem Vormund empor.

„Glauben Sie, daß Großpapa das gewünscht hat?“ fragte sie ängstlich.

„Liebes Kind, hier kommt es lediglich auf Ihr Wohl und Heil an. Das hat Ihr Großvater vor allem gewünscht und mir an das Herz gelegt.“

„O, lieber Herr Justizrath, wenn ich thun darf, was ich mag, dann behalte ich sie alle hier! Das Schloß und der Garten sind ja so groß, daß wir gut alle Platz haben, und ich möchte sie erst kennen lernen, möchte wissen, was sie selbst wünschen, und möchte mir so vieles von ihnen erzählen lassen! Und dann denken Sie doch nur, Großvaters Schwester und seine Stiefkinder, sie haben doch ein so gutes Recht hier zu sein! Nicht wahr, lieber Herr Justizrath, sie dürfen bei mir bleiben?“

„Diese Bitte habe ich allerdings nicht erwartet,“ sagte der Justizrath zögernd.

„Aber Sie gewähren sie? Sie schlagen sie mir nicht ab?“

„Ich will noch mit meinem Collegen sprechen, und jedenfalls dürfen Sie nicht vergessen, daß es nur eines mir mitgeteilten Winkes von Ihnen bedarf, wenn Ihr Entschluß Ihnen leid werden sollte.“

Sie schüttelte mit lebhafter Bewegung den Kopf.



Das Golf-Spiel. — Siehe Seite 119.
Zeichnung von L. du Bois-Reymond.

"Sie werden schon sehen, wie gut das alles sich machen wird, und wie lieb wir uns alle haben werden!" —

"Sie entführen uns Ihr Mündel ja ganz und gar, liebster Herr Justizrath," damit unterbrach die Oberbergräthin, die beiden um den halben Rasenplatz herum entgegen gegangen war, das Gespräch, und Dora nickte ihr lächelnd zu.

"Er ist aber auch so väterlich gut gegen mich, der Herr Justizrath," sagte sie, "man vergibt die Zeit über das Plaudern mit ihm." —

"Nun wird die Bombe platzen!" dachte der Oberbergräthin, den drei entgegenblickend, und ohne im allgemeinen mißgünstig und schadenfroh zu sein, versprach er sich doch einen gewissen Effect von dem Augenblick, in welchem Bormund und Mündel der Gesellschaft mittheilen würden, daß die junge Schloßherrin sich allein oder nur in selbstgewählter Gesellschaft ihres Besitzes zu freuen wünsche.

Zudeß, der Justizrath erklärte nur, daß er den Zeitpunkt für gekommen halte, der Erbin einige wichtige geschäftliche Mittheilungen zu machen, und daß er den Oberbergräthin bitte, ihnen zu diesem Zweck in die sogenannte Kanzlei zu folgen.

"Ich muß thun, was sie wünschen," flüsterte Dora im Vorübergehen Magda zu, "ich würde aber viel lieber mit Ihnen plaudern!"

"Na, wie wird es?" fragte inzwischen der Oberbergräthin seinen Collegen. Dieser zuckte die Achseln.

"Wenn sie etwa ein Engel sein und leibhaftige Flügel haben sollte, so werden die alten Weiber hier ihr wohl die Federn abrupsen; na, und nachher wird man ja menschlich mit ihr reden können!"

Der Oberbergräthin, der gewöhnt war, daß der Justizrath Brettnet sich immer nur sachlich ausdrückte, sah seinen Collegen grenzenlos erstaunt an.

"Meinen Sie damit, sie will die ganze Gesellschaft hier weiter füttern?"

"Freund, reden Sie doch nicht von Füttern, wenn ich von Engelsflügeln spreche! — Kommen Sie, mein Kind, jetzt werden wir sehen, ob eine kleine Spur von Sinn für praktische Dinge in Ihrem Köpfchen steckt," wandte der Justizrath sich an Dora.

"Ich will versuchen, recht aufmerksam zu sein," gab sie einfach zurück, "und wenn ich etwas nicht verstehe, werden Sie mir erlauben, zu fragen und werden mir nicht böse sein, weil ich Ihnen so viel Mühe verursache, nicht wahr?"

Sie folgte ihren beiden Vormündern in das Haus. —

"Ich finde, daß wir hier als Massen-Publicum bei den vormundschäftslichen Auseinandersetzungen eine ziemlich überflüssige, um nicht zu sagen lächerliche Rolle spielen," bemerkte Magda Rathen, sich speciell an Herwart wendend.

"Als Massen-Publicum in der That," erwiderte er; "ich für meinen Theil bin der Hühnerjagd wegen noch hier geblieben und erlaube mir daher, mich von dem Massen-Publicum auszuschließen."

"Ich mache von derselben Erlaubniß Gebrauch," erklärte sie, "und lehre so bald als möglich zu meinem Manne zurück. Im übrigen werde ich mich einstweilen zurückziehen."

"Ich will mit Dir gehen, Magdalen," damit nahm Frau von Palten den Arm ihrer Tochter. — Die Oberbergräthin hatte sich mit einer bunten Stickerei von riesenhaften Dimensionen in einer entfernten Ecke der Veranda niedergelassen und schien entschlossen, den Hausbewohnern, mit Ausnahme der Erbin, möglichst geringe Beachtung schenken zu wollen.

"Möchtest Du nicht einmal nach Sefi sehen, Bruder?" fragte Fräulein Alma leise, neben Herwart tretend. Ein Schatten lag über sein Gesicht. "Sefi und immer wieder Sefi! Was soll ich mit ihr?"

"Du hastest sie doch auf ihr Zimmer verbannt, — ich glaube nicht, daß sie dort geblieben ist, wenigstens hat das Stubenmädchen, das ich beauftragt hatte, ihr das Essen hinaufzutragen, sie nicht gesunden."

"Dann hättest Du Dich sofort nach ihr umsehen müssen, — überdeß ist sie kein kleines Kind, dem gleich ein Unglück zustößt, wenn man es sich selbst überläßt."

"Du meinst also, man solle die Sache auf sich beruhen lassen?"

"Ich meine gar nichts, ich verstehe nichts von Mädchen-Erziehung und wünsche diejenige Sefi's nicht persönlich zu leiten; aber ich mache Dich dafür verantwortlich!"

"Es ist unklug von uns beiden, wenn wir uns nicht mit einander vertragen, Herwart," flüsterte sie. "Sie sind alle gegen uns, das mußt Du doch fühlen; wir beide müssen daher zusammenhalten."

"Ich weiß nicht, was Du mit diesen geheimnisvollen Andeutungen meinst? Natürlich halten Geschwister zusammen, das versteht sich ganz von selbst; und wenn die Schwester noch viel weniger besitzt als der Bruder,

so hat sie doppelte Veranlassung stets auf seiner Seite zu stehen. Außerdem finde ich, daß niemand uns etwas dafür anhaben kann, daß unsere kleine, oder vielmehr große Erbin ein entzückendes Geschöpf, und daß Hellowa ein sehr angenehmer Jagdausenthalt ist. Das ist alles, was ich zu sagen habe!"

Damit ließ er seinen dunkeln, leicht aufgedrehten Schnurrbart durch seine Finger gleiten, piff die ersten Töne einer Operetten-Melodie und unterbrach diese plötzlich, indem er auf die Oberbergräthin zuging und meinte: "Ein wunderliches Muster, das Sie da sinden, meine Gnädigste! Man ist jetzt so ungeheuer geschmackvoll in derartigen Arbeiten."

Er ließ sich auf einen Schaukelstuhl ihr gegenüber nieder, und nach fünf Minuten waren sie bei den höheren Interessen des Lebens angelangt, deren Erwähnung die Oberbergräthin mit einem schwärmerischen Blick gen Himmel und Herwart mit einem leichten Hinausdrehen seines Bartes begleitete. —

Am Abend war die Familie wieder im großen Salon versammelt. Da näherte sich Herwart plötzlich seiner Schwester und sagte leise: "Ich habe mir die Sache überlegt: es scheint mir richtig zu sein, wenn Du für ein paar Wochen nach dem posenschen Gute gehst und dort nach dem Rechten siebst; ich komme natürlich in den nächsten Tagen auch dorthin. Sefi nimmst Du mit Dir, und sie bleibt dort, bis sie in die Pension geht. Es ist am besten, Ihr reist gleich morgen ab."

"Aber, — aber Dora hat mir gesagt, sie sei so froh, die Leitung des Hauses in meinen bewährten Händen zu wissen!"

"Parisiari, sie findet tausend bewährte Hände dazu!"

"Aber — —"

"Ich bitte Dich, mache mich nicht nervös mit Deinem aber! Ich habe es überlegt, und es ist notwendig! Warum hast Du Sefi nicht besser erzogen! So wie sie ist, bleibt sie hier eine Unmöglichkeit. Ich bestelle also für morgen zum Mittagzuge den Wagen. — Ach, Cousinchen", wandte er sich an Dora, "Du kommst gerade recht, um unseren Entschluß zu sanctionieren".

Dora blickte mit einem im voraus gewährnden Lächeln zu ihm auf, und er fuhr, Alma das Wort abschneidend, fort: "Ich habe soeben als rechter Egoist über meine liebe Schwester entschieden, obgleich diese meinte, sie könne Dir hier nützlich sein; aber, siebst Du, ich kann sie zunächst wirklich nicht auf dem polnischen Gut, mit dem Papa mich bedacht hat, entbehren."

"O, das thut mir leid!"

"Gu gütig! Und später ist Alma natürlich jederzeit bereit, hierher zurückzukehren. Das soll sie Dir jogleich in die Hand versprechen; nicht wahr, Alma?"

Dora sah Alma bittend an.

"Ja, liebe Tante? Denn eigentlich bist Du doch meine Tante, wenn Dein Bruder sich auch den Onkel verbeten hat."

Sie hielt Alma ihre Hand hin, und diese schlug, etwas verwirrt durch die plötzliche Wendung, welche Herwart der Sache gegeben hatte, ein.

Frau von Palten, welche diese lebhafte Unterhaltung schon mißliebig beobachtete, wurde im nämlichen Augenblick durch ein Stubenmädchen, das mit irgend einer Meldung eintrat, abgerufen; gleich darauf aber platzte sie zwischen die kleine Gruppe hinein, und hielt den Gegenstand, der ihr soeben eingehändigt worden war, triumphirend empor.

"Da, Herwart, das ist für Dich, — von Sefi! Und Sefi ist fort, aus ihrem Zimmer verschwunden!"

Mit einer heftigen Bewegung hatte Herwart ihr das Briefblatt, das sie wie eine Waffe gegen ihn erhoben hielt, entrissen.

"Was soll das? Was ist das für ein Unsinn?"

"Lies doch nur, es ist nicht einmal etwas gegen den Entschluß des Mädchens vorzubringen. In der Sache hat sie recht, wenn auch nicht in der Art der Ausführung!"

Herwart hatte mit einem Blick die Zeilen überflogen; sie lauteten: "Da hier niemand zu wissen scheint, was er zu thun hat, so reite ich nach Demkowo; den Weg werde ich schon finden und Geld habe ich auch. In Pension gehe ich nicht. Sefi."

Er zerknitterte das Blatt, ließ es in seine Tasche verschwinden und beeilte sich, den Bericht abzuschneiden, den Frau von Palten soeben an Dora erstattete.

"Es handelt sich um mein Töchterchen, das leider ohne die leitende Hand der Mutter aufwächst und etwas eigenförmig ist," sagte er. Und Dora, die noch gar nicht verstanden hatte, was eigentlich geschehen war, fragte nun, die großen Augen mit unverkennbarem Erstaunen auf Herwart richtend: "O, Du bist verheirathet?"

"Leider ist meine Frau tot, daher ist ja eben mein armes Töchterchen so wenig folgsam —."

"Und Dein Sohn, — er hat nämlich auch einen erwachsenen Sohn, — entschieden in der Entwicklung

zurückgeblieben!" — ergänzte Frau von Palten, wurde aber sofort wieder durch Herwart unterbrochen:

"Denke doch nur, Cousine, wie schwer es für mich ist, mich mit so großen Kindern zurechtzufinden! Nun hat Sefi die tolle Idee gesetzt, ganz allein nach dem polnischen Gute zu reiten."

"Sie ist fortgeritten, jetzt bei einbrechender Dunkelheit, und ganz allein? Ist es weit, das polnische Gut?"

"O, einige zwanzig Meilen wenigstens."

"Aber darf man das dulden, muß man sie nicht einholen?"

"Ich werde mich zunächst erkundigen, wie lange sie fort ist, und welchen Weg sie eingeschlagen hat," erklärte Herwart, der fühlte, daß Dora ein väterliches Eingreifen von seiner Seite erwartete.

Er mußte an sich halten, um die Thür nicht heftig hinter sich zuzuschlagen. Dieses verwünschte Mädchen! Er hörte, während er in den Hof hinabging, im Geiste, welches Loblied man da drinnen vor Dora's Ohren auf die wilde Sefi anstimmen würde.

"Nun, wartet nur, die Reihe kommt auch wieder an mich!" tröstete er sich und überlegte, wie er seiner Zeit Dora das Verhältniß zu seiner Tochter darstellen wollte. Ein Unglück für ihn waren die beiden Kinder zwar in jedem Fall, aber man mußte nun einmal damit rechnen.

Er fragte bei Gottlieb an, der heute mit einem still glücklichen Lächeln zwischen seinen Pferden saß, nachdem er ihnen zur Feier des Tages doppelte Haser-Nationen gegeben hatte.

Der alte Mann schien so in seine freundigen Gedanken verloren, daß er sich erst eine Weile besinnen mußte, ehe er antwortete.

Dann nickte er vor sich hin.

"Ja so, das Fräulein Sefi! — Ja, fortgeritten ist sie so um vier Uhr, oder auch schon um drei; zurückgekommen ist sie noch nicht."

"Aber wie konnten Sie sie allein forttreten lassen?"

"Das Fräulein Sefi thaten ja immer, was sie wollten, und gefümmert hat sich sonst ja auch niemand weiter um sie."

"Ich verbitte mir dergleichen Antworten, wissen Sie nicht, daß Sie von meiner Tochter sprechen!"

Gottlieb zwinkerte mit seinen kleinen, rothumrandeten Augen und knurrte etwas, was wie so — so lang. Dabei begann er die Leiter zu erlettern, um seiner gewöhnlichen Schußwinkel, den Boden, zu erreichen; aber diesmal wurde er durch Herwart daran verhindert.

"Es ist unerhört, daß Sie einem Kind so ohne weiteres eines der Ihnen anvertrauten Pferde überlassen," rief er, den Alten an der Schulter festhalten.

"Sie sind verantwortlich für das, was im Pferdestall passirt, und wenn meiner Tochter ein Unfall zustößt, so —"

"Jeses Maria, Herr, im Pferdestall ist Ordnum gewesen, solange ich darin war, und im Pferdestall passirt auch dem Fräulein Sefi nichts! Und um durch Dick und Dünn mit ihr herumzujagen, dazu sind meine Knochen zu alt —."

"Das ist es eben, Sie taugen nicht mehr zum Rüttchen!"

"Das soll die neue Herrschaft entscheiden!"

"Unverschämter Kerl!"

Herwarts Hände packten den Alten fester; plötzlich aber ließ er ihn, einer schnellen Erwägung folgend, los und wandte sich dem Ausgänge zu, während der Alte an allen Gliedern zitternd neben der Leiter stand.

"Hätte ich nur nicht geredt," stöhnte er, "alles Unglück kommt vom Reden!"

Herwart schlug sich draußen auf seine breite, heftig arbeitende Brust.

"So eine Canaille!" knirschte er. "Aber es lohnt nicht, wegen so einem mir meine Stellung hier zu gefährden! Ah, — jetzt ist's auch vorüber, — aber was nun? Wo soll ich das Mädel suchen?"

"Was das Fräulein ist, der ist der Jakub schon nachgelaufen, weil sie gar nicht wieder kam," antwortete eine Stimme aus der Dunkelheit, und Herwart sah zugleich die Gestalt eines jungen Burschen, der, an die Mauer gelehnt, vor dem Stall gestanden hatte, neben sich auftauchte.

"Wer ist der Jakub?"

"Der andere Stallbürche!"

"So, — und der ist auch nicht zurück?"

"Nee!"

"Verwünschte Geschichte!" murmelte Herwart. Er hatte keine Lust die Nacht unterwegs zuzubringen und fühlte doch, daß ihm nichts anderes übrig bleiben würde, wenn er seiner Tochter habhaft werden wollte. Außerdem genierte ihn im voraus der ernstfragende Blick, mit dem Dora ihm entgegensehen würde, wenn er ohne Nachricht von Sefi zurückkehrte. Unschlüssig ging er bis vor das Thor. Vielleicht kam der Jakub doch zurück und brachte irgend einen Bescheid.

Der Hof lag auf einem Höhenrücken, der die Ebene weithin beherrschte. Am Fuße der Höhe blühten die Violetter eines Dorfes. Dazwischen lag tiefe Dunkelheit über dem emporführenden Wege. Da war es plötzlich, als löse sich eines der Violetter da unten, und durch Nebel und Dunkel schien das einsame Licht seinen Weg nach der Höhe zu suchen, bald verschwindend, bald wieder austäuchend. Herwart spähte schärfer aus. Das Licht kam näher; er ging ihm entgegen. Jetzt klang der Hufschlag eines Pferdes an sein Ohr.

„Auf!“ rief Herwart in die Dunkelheit hinaus.

„Ja wollt!“ antwortete eine ihm fremde Stimme.

„Na, endlich! Hast Du das Fräulein gefunden, Auf?“

„Ja wollt, gnäd’ Herr, aber ist schlecht mit Fräulein!“

„Was ist? Warum bringst Du sie nicht zurück?“

„Kann ich nicht! Liegt Fräulein schon wie tot — ist sich Pferd infamiges hingefallen, hab ich Fräulein gefunden mit großes Loch in Kopf, und alles voller Blut!“

„Mensch, hast Du sie denn liegen lassen?“

„Ne, hab ich geholt Wagli und Pferde vom Schulzen in Bleichla, was ist Schwager zu mir, haben wir gewollt fahren nach Hellowa, aber hat sich Fräulein so gejammert, hab ich müssen flennen, sonst’ ich nicht fahren.“

„Schasskopf! Was hast Du mit ihr gemacht?“

„Hab ich ihr gebracht zu mein Schwager, liegt sich auf Bett von Schwester, war sich schon wie tot, — ach Jesus, armes Fräulein, — hab ich genommen Pferd von mein Schwager, bin ich — —.“

„Mach, daß Du in den Hof kommst, und laß einen Wagen anspannen, und dann reite in die Stadt, oder fahre mit einem zweiten Wagen dort hin und hole den Doctor nach Bleichla. . . .“

„Ach Jesus, Doctor nutzt sich nichts, macht sich Menschen bloß ganz tot!“

„Thue, was ich Dir befiehle! Vorwärts, zwei Wagen anspannen, mit einem warten, bis ich komme!“

Den letzten Befehl rief er dem Davongaloppirenden noch nach, dann folgte er ihm zurück in den Hof.

Dort angelkommen, fand er den Wagen schon seiner wartend, doch fehrte er zunächst noch einmal in das Schloß zurück, um Dora das Vorgefallene zu melden und seine Schwester zur Begleitung aufzufordern. Er setzte das alles mit so viel Pathos und Egriffenheit in Scene, daß Dora, die ganz voller Theilnahme und Mitleid war, nach seiner Abfahrt zu Magda sagte, indem sie sich auf das vorher Gehörte bezog:

„Siehst Du, er hat seine Tochter doch lieb! Nur mag es freilich sehr schwer sein für einen noch jungen Mann, eine so große Tochter zu erziehen!“

„Nun, die Mühe macht er sich leicht, und um seinen noch größeren Sohn hat er sich überhaupt nie gekümmert; er hat nie in seinem Leben irgend etwas ordentlich gethan oder irgend eine Pflicht erfüllt!“ erwiderte Magda.

Dora sah traurig aus und schüttelte den Kopf.

„Bitte, sage das nicht!“ bat sie leise. „Verzeihe, aber Mama meinte immer, daß man nach dem Ansehen nicht urtheilen dürfe, weil viele Menschen besser seien, als sie sich zeigten; und — Du bist ja schön und siehst Mama so ähnlich, daß ich glücklich bin, Dich anzusehen; doch, wenn Du böse bist, ist die Ähnlichkeit fort, und das macht mich betrübt! Bitte, sieh Mama wieder ähnlich, — o, jetzt lächelst Du, siehst Du, nun ist auch das siebe, schöne Gesicht wieder da!“

Magda machte sich mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit von ihr los.

„Ein wunderliches, kindisches Geschöpf ist diese Dora!“ sagte sie später zu ihrer Mutter.

„Ich weiß nicht, ob sie so kindisch ist, ich habe kein sicheres Gefühl ihr gegenüber,“ gab diese zurück. „Ubrigens, kindisch oder nicht, sie kann uns am Ende allen nützen oder schaden, je nachdem; und ich weiß nicht, ob Du die Bedeutung der Ähnlichkeit mit ihrer Mutter so ruhig hinnehmen sollst, ohne — —“

„Ich finde dabei nichts übel zu nehmen, Mama!“

Frau Magda lächelte. Nein, ans Uebelnehmen hatte Frau von Palten nicht gedacht, aber an das Ausnützen dieser Ähnlichkeit! Doch Magda hielt es für klüger, ihre Gedanken nicht weiter laut auszusprechen. Ginstweilen stand aber der Vorschlag in ihr fest, fürs erste sehr freundlich gegen Dora zu sein, — man konnte nicht wissen, was die Zukunft brachte, und am Ende war es immer vortheilhaft, das Vertrauen einer Millionärin zu besitzen.

VIII.

Als Dora am nächsten Tage erwachte, galt ihre erste Frage Herwarts Rückkehr. Diese war jedoch noch nicht erfolgt, und es war auch keinerlei Nachricht gekommen,

Als man beim Frühstück zusammen saß, trat Herwart plötzlich ein. Er ging schnell auf Dora zu, küßte ihre

Hand und sagte mit verschleieter Stimme: „In einer Stunde wird der Doctor Welt mit Seßi eintreffen, — der Weg nach der Stadt führt ja hier vorüber.“

„Der Weg nach der Stadt? Aber wo wollt Ihr sie denn hinbringen? Und vor allem, wie geht es ihr?“ rief Dora, unwillkürlich Herwarts Hand fest haltend.

Der Doctor hofft, daß sie in einigen Wochen hergestellt sein wird, obgleich sie augenblicklich arg zugeschichtet ist, und da ich Dir Dein neues Heim nicht durch eine Kranke verleiden möchte, will ich sie in das Krankenhaus nach — —“

„Aber davon kann doch keine Rede sein!“ rief Dora, ihn unterbrechend, während sich auf den Gesichtern der übrigen Tafelrunde die ganze Scala vom naiven Erstaunen bis zum skeptischen Hohn abspiegelte.

Dora war aufgesprungen und hatte ihre Hand auf Frau von Palten’s Schulter gelegt.

„Kommt, Tante, wir richten alles für die arme Verwundete ein, kommt schnell!“

„Nein, wirklich, das kann ich nicht annehmen, das ist zu viel Herzengüte, wirklich,“ wehrte Herwart ab; aber Dora stand schon vor der Thür, Frau von Palten mit sich fortziehend, und Herwart folgte den beiden, ohne die Meinung der übrigen, die diese durchaus nicht gesonnen waren, ihm vorzuenthalten, anzuhören. Eine Stunde später lag Seßi in einem der lustigsten und hellsten Zimmer des alten Schlosses und hielt die Augen seit geschlossen, obgleich der Arzt versicherte, daß sie freilich wohl Schmerzen haben müsse, aber durchaus nicht ohne Bestimmung sei.

„Die Eisumschläge müssen pünktlich erneuert werden,“ sagte der Doctor.

„Ich kann kein Blut sehen!“ stöhnte Alma.

Dora hatte sich der Compressen bemächtigt und handhabte sie mit so viel Geschick, daß der Doctor, der nicht wußte, wer sie war, erklärte: „Die junge Dame da wird’s am besten machen. Sie haben wohl schon Kranke unter den Fingern gehabt, Fräulein?“

„O ja, ich habe mit Mama öfter Verwundete und Kranke gepflegt, da habe ich mich daran gewöhnt, Blut zu sehen, ohne zu erschrecken. — Aber ich weiß, es ist zuerst sehr schwer,“ wandte sie sich tröstend an Alma, welcher ihr Bruder vernichtende Blicke zuwarf, während er den Doctor über die Persönlichkeit der jungen Pflegerin ausklärte.

„Ah so, schade!“ murmelte dieser.

Dora trat indessen ohne weiteres ihr Krankenwärter-Amt an, und Seßi blinzelte unter ihren halbgeschonten Lidern nach ihr hin, gab aber sonst kein Zeichen von Theilnahme zu erkennen. Nur als Alma sich aufgerafft hatte und einen Versuch machen wollte, den Umschlag zu erneuern, stöhnte Seßi heftig, und als das nichts half, schlug sie die Augen auf und fragte: „Du thust mir so weh, röhre mich nicht an!“

„Du hast Deine Schmerzen reichlich verdient,“ schalt Alma, „was war das für eine beispiellose Unart, so ohne weiteres davon zu reiten.“

„Au, Du thust mir weh!“

„Schweig, wir werden ohnehin Mühe genug mit Dir haben!“

„O, o!“ weinte Seßi laut auf, sodaß Dora, die mit dem Arzt im Nebenzimmer sprach, von diesem gefolgt, eintrat. Seßi schluchzte: sie wolle sich nicht von ihrer Tante quälen lassen, Alma verursache ihr absichtlich Schmerzen. Diese verlangte die Einsprache des Arztes. Doctor Welt zuckte die Achseln und erklärte: „Jede Aufregung kann im höchsten Grade schädlich, ja bei dem Blutverlust und der Kopfwunde geradezu lebensgefährlich werden;“ und als habe Seßi nur auf diesen Ausspruch gewartet, obgleich derselbe so leise geblieben war, daß sie ihn nicht verstehen konnte, begann sie sich in eine Aufregung hinein zu weinen, die krampfhaft zu werden drohte.

„Beruhigen Sie Sich, Fräulein, es soll alles geschehen, wie Sie es wünschen,“ beschwichtigte der Doctor, ohne damit irgend ein Resultat zu erreichen.

„Ich bitte mir aus, daß Du jetzt ruhig bist!“ befahl Herwart. — Seßi’s Thränen schienen sich zu verdoppeln.

Dora setzte sich leise auf den Rand des Bettes; sie neigte sich über die Kranke.

„Liebe Seßi, höre auf zu weinen,“ bat sie, „denke, ich sei Deine Schwester und wolle Dich sehr, sehr lieb haben.“

Da hörte das Schluchzen plötzlich auf; mit einem grenzenlos erstaunten Ausdruck blickte Seßi in die blauen Augen, die sie so freundlich ansahen.

„Dergleichen Fällen dürfen sich nicht wiederholen!“ sagte der Doctor. „Wenn das gnädige Fräulein, die einen gewissen Einfluß auf die Patientin zu haben scheint, sich entschließen könnte — —“

„Davon kann keine Rede sein,“ fiel ihm Herwart in das Wort, „Seßi muß sich fügen!“

„Läßt nur, ich bleibe bei ihr!“ erklärte Dora; und sich wieder über Seßi neigend, flüsterte sie: „Nicht wahr, wir wollen uns lieb haben, und ich darf Dir jetzt wieder einen neuen Umschlag machen?“

„Ja,“ hauchte Seßi ganz leise.

Und damit war Dora als Pflegerin installirt.

IX.

Es war einen Tag später.

Herwart ging in seinem Zimmer auf und ab.

„Bewünschte Situation,“ brummte er, „alles war so gut eingeleitet, — und gerade Alma und dieses Unglückskind führen mich hier so grenzenlos!“

Plötzlich hielt er inne. Wie eine Vision zog ein Bild an seiner Einbildungskraft vorüber: Seßi durch die Krankheit matt und weniger unbegreiflich, er und Dora an ihrem Lager, und die anderen — —

„Fort mit den anderen!“

Mit diesem Schlussatz lief er die Treppe hinab und suchte gerade die Damen auf, denen er bisher soviel wie möglich ausgewichen war.

„Theuerste Dora,“ flüsterte inzwischen Frau von Palten der Erbin zu, „ich glaube wirklich, daß wir beide, Du und ich, ganz gut Seßi’s Pflege besorgen könnten, und die gute Alma, die in Demlowo so nötig ist, nicht zurückzuhalten brauchten. Du solltest ihr doch sagen, daß sie ruhig abreisen könne.“

Und als Frau von Palten kaum das Zimmer verlassen hatte, kam Alma.

„Du bist so gut, so liebevoll, liebe Dora, Du würdest es doch gewiß der Tante Palten nicht übel nehmen, wenn sie ihre Tochter, die zu ihrem Mann zurück muß, begleite, nicht wahr?“

„Uebel nehmen? Nein, gewiß nicht, wenn es mir auch sehr leid thut, sie so bald zu verlieren.“

„Ganz unter uns gesagt; es ist Tante Palten’s innigster Wunsch, aber — Du darfst mich nicht verrathen, liebe Dora, das mußt Du mir versprechen!“

„O, ich werde schwigen, und später wird sie so viel Vertrauen zu mir haben, daß sie mir selbst ihre Wünsche mittheilt. Ihr alle müßt das; jetzt freilich, kann ich es ja noch nicht verlangen! Aber manchmal erraube ich Wünsche, — Dir gegenüber, liebes Tanithen, zum Beispiel!“

„Ich verstehe nicht — —!“

„Nun, siehst Du, ich erraube, daß Du Dich danach sehst, in Demlowo nach dem Rechten zu sehen, und ich bitte Dich, mir die Pflege unserer Kranke ruhig anzuvertrauen, ich werde so zuverlässig sein, — wirklich, Du darfst mit ganz ruhigem Gewissen abreisen, ich werde hier nichts versäumen!“

„Aber wer denkt denn daran!“

„Ja, Ihr seid alle so gut zu mir, Ihr wollt es mich nicht merken lassen, — weil ich doch noch so sehr jung bin, ist es ja ganz natürlich, wenn Ihr glaubt, ich wäre vielleicht noch nicht recht zuverlässig. Allein ich hoffe doch, daß ich das bin.“

„Mein Gott, Dora, ich bin gerührt, daß Du Dich überhaupt dieses ungezogenen Mädchens annimmst, aber — —.“

„Weißt Du, ich glaube, sie ist gar nicht so ungezogen, sie ist ganz still und sanft, wenn ich an ihr Bett trete, — o, da ist der Doctor!“ Sie unterbrach sich, um dem Arzt entgegen zu gehen, und Alma sah ihr ganz bestürzt nach.

„Wollte sie mir zu verstehen geben, daß sie mich hier nicht mehr haben will?“ fragte sie sich. „Aber warum war sie dann zuerst so freundlich? Das ist ja doch das einzige Gute an Seßi’s Krankheit, daß ich nicht abzureisen brauche.“

„Richt wahr, lieber Doctor, es ist entschieden eine Veränderung eingetreten?“ fragte Herwart, der auf dem Wege zu den Damen den Doctor getroffen hatte und mit diesem in das Krankenzimmer eingetreten war. Er flüsterte dem Doctor etwas in das Ohr; der zuckte die Achseln und über seine Zunge slog es wie der Widerschein eines halben Lächelns.

„Bitte, Alma, bestelle einen frischen Eiskübel,“ wandte Herwart sich an seine Schwester, dann sagte er leise zu Dora: „Sollte Seßi’s Zustand etwa typhös werden, so müssen wir sie natürlich fortbringen.“

Dora sah ihn erschrocken an.

„Fortbringen? Auf keinen Fall! Weshalb auch?“

„Der Antragung wegen! Du vor allem darfst Dich dem nicht aussetzen.“

„O, ich stecke mich nicht an, und im Grunde genommen ist es auch gar nicht wichtig, was mit mir wird.“

„Ich würde die Verantwortung nie übernehmen! Entweder müßte Seßi fort, selbst auf die Gefahr hin, daß es ihr Tod wäre, oder Du müßtest einen anderen Aufenthalt wählen, Dora!“

(Fortsetzung folgt.)



Schmiedeberger der Alten Meister.
Tafel 110. — Seite 110.
Nach dem Bild von Velde.

Nachdruck verboten.

Hochzeit.

Ein Lebensbild von Hedwig Kay.

Ales blühte und grünte, im Garten waren einige Männer beschäftigt ein Feuerwerk vorzubereiten. Das ganze Haus war mit Gästen angefüllt; die verschiedensten Räume, die sonst nur als Vor- rathöfen oder Kumpelstammtische dienten, waren noch als Gastzimmer hergerichtet, in der Küche waltete ein fremder Koch, der eine Schar hilfreicher Helfer kommandierte. Im sogenannten großen Saal aber fand eine Probe für die bevorstehenden Aufführungen statt. Eine zahlreiche junge Gesellschaft lachte und schwatzte durcheinander, und die ernsthafte Arrangements riefen immer wieder in gelinder Verzweiflung: „Bitte, bitte zur Sache, aber ernstlich — sonst will ich mit allem herein!“

Andere Zimmer waren in Garderoben verwandelt. Hier saßen alle verfügbaren Haussmädchen und nähten. Mütter und Tanten ordneten an, zeichneten Kostüme auf und erkoren sich ab und zu einem Opfer aus dem Kreise der Jugend zum Anprobieren. Im Dorf, vor dem Gartentor, durch das man nach der Kirche hinüber kommen konnte, baute der Gärtner mit seinen Gehülfen eine prachtvolle Ehrenpforte.

Diejenige, der all' diese Vorbereitungen galten, ging für sich allein und bewegten Gemüths herum. Heute war der Polterabend, und morgen sollte Gerta's Hochzeit stattfinden, und dann der Abschied — der furchtbare Abschied vom Eltern- hause! Nicht, daß sie an ihrer Liebe zu Hans gezwiegt hätte, aber nun die Zeit da war, daß er ja von hier fort holen sollte, stieg eine tiefe Rührung, eine uneingesetzte Angst vor der Zukunft in ihrem Herzen auf und verwirrte ihr sonst so ruhig glückliches Gemüth.

Eine, ihr bis jetzt noch sehr fremde Tante aus dem neuen Verwandten-Kreise war mit einer argen Migraine angekommen, und da sonst eigentlich niemand Zeit hatte sich um die Leidende zu kümmern, widmete die kleine Braut sich deren Pflege, holte Eis heraus, um Compressen zu machen, und Nachsalz nebst Antipyrin-Pulver. In dem verdunkelten Zimmer saß sie und ward sich bewußt, daß die Stunde der Trennung bereits angesangen habe, daß sie von den Jürgen, die in den unteren Zimmern so vergnügt versammelt waren, schon in gewisser Weise losgelöst sei. — Da klopfte es leise, — ihr kleiner Bruder steckte den Kopf zur Thür herein und sagte: „Gertchen, Du möchtest mal zur Mutter kommen. Sie baut die Geschenke auf, und Du sollst ihr dabei helfen!“ Schmerzlich durchzuckte Gerta der Gedanke: wie oft wirkt Du noch mit den vertrauten Worten gerufen werden. „Du möchtest mal zu Mutter kommen!“

Sie schlüpfte hinaus und fragte den Jungen, indem sie ihn umarmte: „Nicht wahr, Du wirkt ein bißchen an mich denken, wenn ich fort bin?“ „O ja,“ erwiderte der kleine Kerk verlegen, aber, um die unbehagliche Rührung zu verschleiern, sagte er gleich hinzu: „Du wirfst sehen, heute Abend führe ich etwas sehr Komisches auf!“

In dem Zimmer der Mutter saß es aus wie auf einem großen Bazar. Stolze Bosen, Lampen, Statuetten und sonstige kunstgewerbliche Gegenstände standen herum; davor lagen Handarbeiten von allen Sorten: Kissen und Decken, Malereien auf Glas, Porzellan, Holz, Leder in den verschiedensten Techniken. Zu beiden Seiten standen kleine Tischen, Etagères, Schirme, Tabourets. In der Mitte funkte das Silber für das praktische Leben in den geöffneten Kästen. Gerta hatte eine unbestimmt Empfindung, als ob all' diese unendlichen, fremden Gegenstände gar nicht in ihr kleines Quartier hineingehören würden. Sie konnte sich überhaupt nicht recht klar machen, daß diese Schätze ihr gehören sollten, ihr, die sich sonst über die geringste Kleinigkeit so sehr freuen konnte! Es waren so furchtbar viel Sachen, und dabei stieß das Herz so voll von anderen Dingen. Wie sie sich nachher mit ihrer Schwester zusammen umkleidete, machte sie im Vertrauen eine Bemerkung darüber. „Siehst Du, das begreife ich nicht,“ meinte diese, „natürlich denke ich es mir auch schrecklich zu heirathen und von Hause fort zu gehen, aber so wundervolle Geschenke zu bekommen, das stelle ich mir eigentlich als das Beste an der ganzen Geschichte vor. Soßh' einen himmlischen Schmuck, wie ihn Hans Dir gegeben hat! Nein, und der Schirm von den Brautjungfern ist doch ganz entzündend!“

Etwas ängstlich ließ Gerta ihre Vergangenheit vor ihren inneren Bliden vorüberziehen, während sie die langen Handschuhe anzog. Sie war, was man „ein unartiges Kind“ nennt, gewesen, und einige Erlebnisse ihrer Kindheit genossen einer gewissen Berühmtheit in der Familie. Die Geschwister waren so übermuthig! Ob sie vor den neuen Verwandten und der ganzen Gesellschaft diese oder jene alte Geschichte wieder aufleben lassen würden?

Aber nein, sie machten es gnädig! Gerta saß, mit einem großen Bouquet neben ihrem Hans, der, mit der Waffe eines wohlzogenen Opferlammes über seiner weißen Cravate, seinen Ehrenplatz eingenommen hatte, und sie lachte schließlich und amüsierte sich sehr gut über die liebenswürdigen und graziosen Aufführungen. Alles verlief gut und programmäßig; das Feuerwerk war sehr schön, nachher wurde getanzt, und Gerta tanzte, als müsse sie sich heute darin genug thun für ihr ganzes künftiges Leben. Am lustigsten ging es nach dem Fest zu, spät in der Nacht, in den Zimmern der Haustöchter, wo noch eine Anzahl von Freundinnen mit eingekwartiert war. Während alle vernünftigen Leute schon schliefen, hörte das Lachen und Schwatzen dort gar nicht auf. Es gab eine förmliche Schlacht. Ein Cousinchen war von den anderen mit Wasser bespritzt worden, natürlich vertheidigte es sich, und Kissen und Schwämme flogen hin und her. Gerta war eine der Lustigsten, aus so einer Art von Galgen-Humor. Noch einmal, zum letzten Mal, wollte sie dies Zusammensein genießen! Da kam eine der Geschäftinnen zu ihr heran und fragte flüsternd: „Aun, wie gefällt Dir denn das neue Paar?“ „Was denn, welches denn?“ entgegnete Gerta, verwirrt darüber, daß sie und Hans schon nicht mehr das neueste, einzige interessante Paar sein sollten.

„Hast Du denn nichts gelernt?“

„Gar nichts!“ „Na, ich danke, Du mußt aber wirklich sehr von Deinem Hans erfüllt sein! — Du hast wahrhaftig nichts mit Charlotte bemerkt?“

Gerta war gereizt, sie vertrug Ansprüchen auf ihren

bräutlichen Zustand nur schlecht, und Lotte war ihre intime Freundin, die konnte ihr selbst anvertrauen, was mit ihr vorging, statt es dieser kleinen Gang zu überlassen. Deshalb antwortete sie: „Sei doch nicht albern! Wie soll ich etwas bemerken, Ihr habt mich ja in dieser ganzen Zeit geflohen, als ob ich eine Pestkrank wäre!“

Eine der Verständigten mahnte endlich zur Ruhe zu gehen. „Ach, Kinder, laßt uns doch heute noch ein bißchen vergnügt sein,“ rief Gerta. „Ihr habt gut reden! Einmal nur an mich wenn Ihr morgen Abend hier wieder gemütlich zusammen seid, und ich fahre in die weite Welt mit einem Mann!“ Dies ward in einem Ton ausgerufen, als wollte sie sagen „mit einem Ungeheuer!“

Und nun war der Hochzeitsmorgen da! Zum letzten Mal schlug Gerta in ihrem lieben, alten Stubben die Augen auf und sah ihre Schwester neben sich. Es war ihr so beflossen um's Herz, daß sie beim Frühstück nichts genießen konnte und zu einer Freundin, die ein Jahr früher geheiratet hatte, sagte: „Mir ist so schlecht. Wenn ich nur nicht ohnmächtig werde!“ „Bewahre,“ antwortete diese fluge Frau, „wenn Du erst vom Standesamt kommst, wirkt Du schon ganz ruhig sein.“ Sie hatte Recht. Der Borgang auf dem Standesamt hatte etwas so trocken Geschäftliches, und zugleich war es Gerta ein ganz klein wenig lächerlich, wie der dicke Zimmermeister aus dem Dorf (in einem sehr engen Raum) sie mit Hans zusammengab, daß sie mit völlig normalen Nerven nach Hause zurückkehrte und sehr vergnügt das erste Gratulations-Telegramm entgegennahm, das schon an ihre neue Adresse gerichtet war.

Dies Mal zog sie sich nicht inmitten der Schar der jungen Mädchen um. Im Schatzimmer der Mutter lag das weiße Kleid ausgebreitet, mit dem Schleier und Kranz. Die Zeit war kurz; schnell und schweigend legte sie den Schleier an, die Mutter half den Kranz befestigen; — ein Kuß, ein leise gesküstertes „Gott segne Dich, mein Kind!“ — da klopfte schon der Vater an und rief, es wäre Zeit.

Die Kirchglocken läuteten feierlich, und in Gerta's Herzen flutete die Liebe zur Heimat, zu den Jürgen, zu Hans hoch auf. Wie sie an seinem Arm in die Kirche eintrat und von der Orgel mit heiligem Klange begrüßt wurde, ward es ganz ruhig und friedlich in ihr. Sie wußte, daß sie ihrem Herzen folge, daß sie vertrauen und alles Gute hoffen dürfe. Sie wollte gern selbstlos und demütig sein; sie fühlte sich dadurch still und stark. Hans dagegen war sehr bewegt und um so tiefer gerührt, als sie neben ihm so ruhig war. Und dann klang Gerta's Ja klar und deutlich, ein Ja aus vollem, entschiedenem Herzen.

Nun war es vorüber! Sie stand wieder in den vertrauten Räumen des Elternhauses, als eine andere wie vor einer Stunde, wie aus einem Traume zurückgekehrt, und ließ sich von allen Seiten beglückwünschen. Sie wunderte sich selbst darüber, wie fröhlich sie bei Tisch sein konnte. Dann wurden die bedeutungsvollen Reiter des Mysterienzuges ausgetanzt. „Lotte muß das Mysterien haben!“ flüsterte die Schwester Gerta zu, während sie ihr die Augen verband. „Nein, nein, nicht möglich!“ rief eine andere Stimme dazwischen.

Und endlich konnte nicht länger gezögert werden! In größter Eile mußte Gerta ihr Reisekleid anziehen. Die gute Mutter half und suchte alle Rührung zu verbannen. Es wurde nichts von Abschiednehmen gesprochen, nur: „Oben auf im Koffer ist alles, was Du zunächst brauchst, und sieh, hier stecke ich Dir noch ein kleines Tuch in die Reisetasche!“ Ein letztes und allerleges Mal fiel Gerta der Mutter und den Geschwistern um den Hals, dann sagte der Vater: „Nun mach ein Ende, mein Kind!“ und führte sie hinaus. Hans stand schon am Wagen, half ihr hinein und sprang nach. Noch einmal rief alles „Lebt wohl, glückliche Reise“, dann war es vorüber, Gerta war fort! — „Gott sei Dank, daß ich es nicht bin!“ sagte ihre Schwester, „so eine Braut hat doch immer etwas an sich von einem armen Opfer, das weggeschleppt wird!“

Bis der Wagen aus dem Thor rollte, bewahrte Gerta ihre Fassung, aber nun, mit einem Mal, kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie jetzt allein mit Hans fortfuhr, um nie, nie wieder so zurück zu fehren, als Tochter des Hauses, wie sie jetzt ging. Sie brach in Thränen aus und schluchzte, als wollte sie ihre Seele ausweinen. Jede Stelle des Weges war für sie wie ein lebendiges Bild der Vergangenheit. Bis hierher waren sie so oft des Abends gegangen, um die Sonne untergehen zu sehen; dritten am Waldesbaum entlang führte ihr Spaziergang hin, wenn es auf den großen Straßen zu windig ward, dagegen war die Chaussee, auf der sie jetzt fuhren, die gewöhnliche Promenade an Regentagen. Und immer wieder legte sie das Gesicht in die Hände und weinte so herzbrechend, daß ihr ganzer Körper zitterte und bebte. Hans saß ratlos und hilflos neben ihr, that aber das Klügste, was er thun konnte: er ließ sie ruhig weinen. — Als der rückkehrende Kutscher zu Hause gefragt wurde, was die gnädige Frau noch gesagt hätte, antwortete er lächelnd: „Haben jüchzbar gespielt!“

Wie sie vor dem kleinen Stations-Gebäude anhielten, hatte sich Gerta doch schon einigermaßen beruhigt, und die Prosa der Eisenbahn gab ihr vollends ihre Fassung wieder. Sie vermied aber lieber den hellerleuchteten Warteraal und setzte sich im Freien auf eine Bank. Hans ging die Billeis zu besorgen, und noch nie im Leben hatte sie sich so verlassen gefühlt wie jetzt, als sie allein, auf dem dunklen Perron, zwischen ihrem Gesäß saß. Dagegen kam es ihr schon ganz behaglich vor, als sie erst in ihrem Coupé eingerichtet waren, und Hans ihr aus Decken und Kissen ein Lager zurecht machte, indem er gutmütig meinte, sie wäre ganz gewiß recht müde. O ja, sie war müde, aber an Schlaf dachte sie doch nicht! Vor ihren inneren Augen zog die ganze Vergangenheit vorüber, die Kindheit, tausend kleine Erlebnisse, an die sie längst nicht mehr gedacht! Dann die Zeit ihrer jungen Liebe, so viel Hoffen und Zweifeln, bis zu dem Morgen, als der Vater sie rufen ließ! Sie hatte gleich ja gesagt und sich dabei über sich selbst gewundert. Aber es war ihr so klar gewesen, daß ihr inneres Gleichgewicht nicht mehr dasselbe war, daß sie ohne Hans auch zu Hause nicht mehr hätte glücklich und zufrieden sein können.

Nachdem sie mehrere Stunden gefahren waren, hielt der Zug mit lautem Pfeifen an einer größeren Station, deren Namen die Schaffner ausschrie, zum Winkfallen aller eben eingeschlossenen Reisenden. Auch Hans erhob sich, sah Gerta noch ein bequemer Kissen zu und bemerkte: „I was, ichon so weit! Da haben wir ja bereits die gute Hälfte des Weges gemacht!“ — Schon die gute Hälfte! Gerta erschrak. Noch kurze Zeit, und sie würde angelangt sein in ihrer eigenen,

neuen, fremden Häuslichkeit! Wie viele Pflichten, die sie würde übernehmen müssen, wie viele Anforderungen, die an sie gestellt werden würden, und denen sie sich gar nicht gewachsen fühlte! Wie im Traum erschien ihr Dienstboten, die sich zanken, das große Rechenbuch, das „nie stimmt“, die kleine Wirtschaftsstube, deren Inhalt nicht ausreichen will. Ach wie wonnig bequem hatte sie zu Hause hingelegt, von Tag zu Tag, gehext und gepflegt, eng umgeben von der Liebe der Eltern! Besonders die Mutter, wie hatte sie immer alles schon gleichsam voraus empfunden für die Kinder! Und für all' die Sorge und Liebe war eigentlich nichts als ein freundliches Gesicht von ihnen verlangt worden; und selbst das war ihnen oft als eine unbillige Anforderung erschien. Wieder hielt der Zug und unterbrach Gerta's Gedanken. Als sie abermals in das Dunkel hinausfuhr, die hellen Laternen des Bahnhofes und zuletzt die bunten Lampen an den Gleisen hinter sich lassend, in die Nacht hinein, dachte Gerta: so muß es einem ungefähr zu Muthe sein, wenn man stirbt. Alle geliebte, lebendige Begierde verläßt man und geht mit einem unverrückbaren Schritt hinüber in die Ungewißheit. Alle alten Freude und Freuden des Herzens giebt man auf für die Hoffnung auf ein großes, großes Glück. Ob es uns bestimmt ist, wer vermag es uns vorher zu sagen!

Ein sichter Schimmer stahl sich durch die Vorhänge; Gerta rückte sich von ihrem improvisirten Lager auf. Hans öffnete das Fenster und ließ die frische, klare Morgenluft in das Coupé strömen. „Die Sonne geht schon auf!“ sagte er. Wie ein rothes Licht hinter mattem Glase zeigte sie sich am Himmel, dann walzten die weißen Flüchten auseinander und lösten sich, und die große purpurne Sonnenflügel trat siegend heraus.

„Mächtig, wie die Liebe,“ sagte sich die junge Frau. „Sie zerreißt ihre Schleier, kommt und erwärmt und weckt die lebendige Erde!“ Noch eine Weile sah das Paar Hand in Hand und blickte hinaus in die vorihergiebende Landschaft. Endlich meinte Hans, es wäre Zeit sich zu rüsten, worauf er anfang, das Handgepäck in Ordnung zu bringen. Gerta gugte in den kleinen Spiegel an der Wand des Coupés und erschrak. Aber wer wäre nicht schon einmal im Leben nach schlafloser Nacht über seinen eigenen Anblick so erschrocken gewesen! Gerta sah ein bleiches Gesicht mit verweinten Augen, die noch allzu deutlich die am vorigen Abend vergossenen Thränen verriethen, und zerzauste Haare, die unter dem Hüttchen hervorquollen. Entsezt wandte sie sich um; sie schaute in Hans' gute, klare Augen, die so bewundernd und liebevoll auf ihr ruhten, als betrachte er die wunderbare Schönheit in Gottes weiter Welt. Da überlamb sie doch ein zaghaftes, aber sehr glückliches Gefühl des Geborgenheits.

Die große Stadt lag jetzt dicht vor ihnen, sie kamen schon an den Vorstadt-Büllen und Gärten vorüber. Die Fenster schließen noch hinter herabgelassenen Jalousien, aber die Dienstboten begannen ihr Tagewerk mit dem Besen und Staubtuch und guften aus den geöffneten Fenstern nach dem vorbeifahrenden Zuge. Nach und nach veränderte sich die Scene. Sie fuhren durch eins der Arbeiter-Viertel der Stadt, wo hohe Mietshäuser sich in langen Straßen aneinander reihen. Die Bahn führte dicht an den Fenstern der Hinterwohnungen vorüber, sodass Gerta hineinblicken konnte. Hier und dort waren die Kinder beim Aufstehen, oder die Familie sah um den Frühstückstisch, einige ernsthafte Leute sah sie sogar schon bei der Arbeit. So viele Häuser, in jedem Haus so viel einzelne Häuslichkeit, und in jeder lebt und webt eine Frau! Ob reich oder arm, sie erlebt dasselbe Gesicht, nur in etwas verschiedener Form. Auch deren Herz hat einmal im Leben denselben Entschluß gefaßt, fortzugehen aus dem alten Leben und ein neues anzutun, das sich auf Liebe und Vertrauen gründet. Ja, unter all' diesen Tausenden ist es doch immer wieder die Liebe, die die Menschen zusammenführt!

Diese Gedanken zogen Gerta durch den Sinn ehe der Zug in die große Bahnhofshalle einfuhr. Hier war es schon völlig Tag; die Menschen drängten sich auf dem Perron mit gleichgültigen Gesichtern, jeder nur in Eile seines Weges zu gehen. Hans rief aus dem Coupé-Fenster nach einem Gepäckträger, und während Gerta die Reisetaschen ergriff, sprach sie innerlich das alte Gebet der in die See hinaufzuharenden Fischer:

Sei mir gütig, o Gott,
Dein mein Boot ist so klein
Und das tiefe Meer so weit!

Nachdruck verboten.

Die blaue Blume.

Hier im Wald vor langen Jahren
Gingen still wir Hand in Hand,
Als ich in der Buchen Schatten
Eine blaue Blume fand.

Blau wie Deine treuen Augen
Strahlten mich die Blüthen an:
„Immergrün ist's, — wirft Du jemals
Mich vergessen, liebster Mann?“ —

Drüben, wo von der Kapelle
Glockenzuh herniederklingt,
Immergrün mit blauen Blüthen
Sich um Deinen Hügel schlingt.

Gottfried Doehler.



Nachdruck verboten.

Golf.

Von E. du Bois-Renmond.

Mit zwei Zeichnungen von L. du Bois-Renmond.

Die Moden wechseln heutzutage so rasch, daß wir Mühe haben, mit ihnen Schritt zu halten. Kaum sind wir in die Mysterien des Laontennis eingedrungen, so erscheint schon ein neues Spiel auf der Bildfläche. Der Freunde, der in einem englischen Seebad ankommt, glaubt sich völlig außer Acht. Er schlendert auf den Strand hinaus und verliert sich in die Einsamkeit der Dünen, da, wo die Sträucher hinter dem zusammenhängen und das Gras wieder aussieht. Plötzlich wird er aus seinen Träumereien unanständig geweckt durch den rauhen Zuruf: Fore! Gleich darauf tauchen dann wohl zwei ältere Herren hinter einem Sandhügel auf, begleitet von zwei Jungen, die jeder einen Stock mit wunderlichen, hölzernen Gerätschaften tragen. Die alten Herren werfen keinen Blick auf die Landschaft, sondern treiben jeder einzige einen kleinen Ball mit gewaltigen Schlägen vor sich her. Ganz in ihre Beschäftigung vertieft, irren sie scheinbar planlos an dem Fremdling vorüber und entwinden bald darauf seinen erstaunten Blicken hinter der nächsten Dünne. Er hat zum ersten Mal in seinem Leben Golf spielen sehen! Heute erscheint ihm das Beginnen der alten Herren noch völlig sinnlos; morgen wird er selbst einen Schläger zur Hand nehmen und versuchen, wie weit er den Ball schlagen kann, und übermorgen wird er dem Dämonen Golf auf sein übriges Leben rettungslos verfallen sein.

Golf, oder Goss, wie es ausgesprochen wird, ist nur in dem Sinne neu, daß es sich erst seit etwa vierzehn Jahren in England eingebürgert hat und nun ebenfalls auf dem Festlande, in Biarritz, Cannes, Wiesbaden, Homburg und Baden-Baden gespielt wird; auch in Berlin entstand in diesem Sommer ein Golf-Club, dessen Spielplatz gegenüber der alten Charlottenburger Rennbahn liegt. Ursprünglich ist es ein uraltes schottisches National-Spiel. Sein Name wird abgeleitet von dem deutschen Wort 'Kolben'. Schon im Jahre 1457 war Golf unter der schottischen Bevölkerung so allgemein verbreitet, daß die Obrigkeit sich genötigt sahen, dagegen einzuschreiten, weil das Scheibenjagden darüber vernachlässigt wurde. Man müßte die ganze Kirchengeschichte, Literatur und Gegebenheit Schottlands durchstudiren, wollte man die Geschichte dieses Spiels schreiben; so tief wurzelt es allen seinen Bedingungen nach in schottischem Boden.

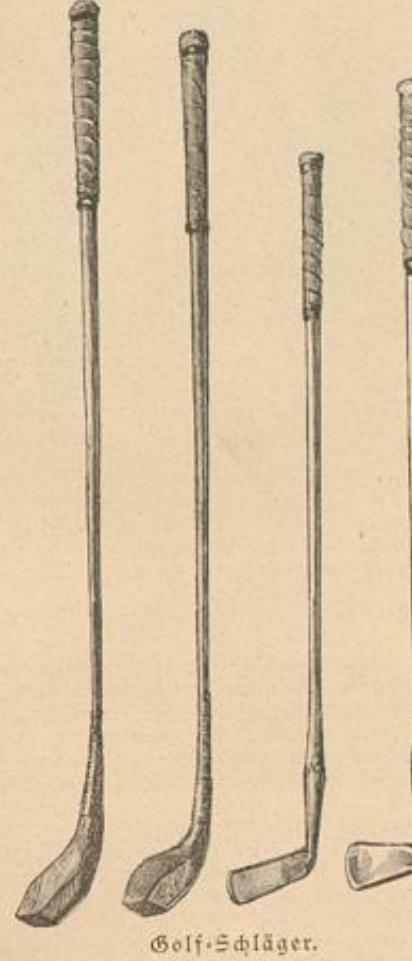
Wenn man das Wort Golf ausspricht, fühlt der Golf-Spieler frischen Seewind wehen. Vor seinem geistigen Auge erhebt sich die Ostküste Schottlands; er sieht weite Strecken sandiger Dünen mit Ginstergräben und verweitem Strandwert, dahinter sanft ansteigende Hügel, mit kurzem, schwelendem Gras bedeckt, und fern, den Horizont begrenzend, in ewiger Bewegung das nordische Meer. Oder er erblickt ein leicht gewelltes Hoch-Plateau, von Schluchten und Kinnalen durchzurast; hier und dort einen röhrlichen Fleden Heidekraut, eine niedrige Steinmauer oder einen schiffsfärmigen Teich und darüber hinaus schneegekrönte Gipfel. Über 5, mindestens über 8 englische Meilen (5 bis 8 Kilometer) solchen Gebiets erstreckt sich das Spiel. Auf diese Strecke sind 18 Löcher, je nach der Länge der Bahn in Abständen von 150 bis zu 500 Meter, derart verteilt, daß der Spieler, vom ersten Loch ausgehend, über sämtliche Löcher eine Art Rundgang macht und zuletzt wieder in möglichster Nähe des Ausgangspunktes eint. Die Hauptaufgabe des Spiels besteht nun darin, vermittelst eines Schlägers (club) einen Ball, von einem Punkt ausgehend, der Reihe nach in jedes Loch zu befördern. Wer diese Aufgabe mit den wenigen Schlägen löst, ist Sieger. Es spielen gewöhnlich gegen einander zwei Personen (single), oder zwei Paare (foursome). Im letzteren Fall treiben je zwei Personen einen Ball und schlagen ihn abwechselnd. Damit die Parteien räumlich zusammenbleiben und sich kontrollieren können, bestimmt die Regel, daß, wenn Partei A geschlagen hat, Partei B solange schlagen muß, bis ihr Ball den Ball der Partei A überholt hat; erst dann darf A wieder schlagen. Gezählt wird auf zweierlei Art: entweder: die Spieler vergleichen bei jedem Loch die Zahl ihrer Schläge und das Loch wird demjenigen als Point zugeschallt, der die wenigen Schläge gemacht hat, und wer zum Schluss die meisten Points hat, gewinnt (hole play); oder: die Spieler vergleichen erst am Ende des Spiels die Gesamtzahl ihrer Schläge (medal play).

Um nun die Aufgabe zu erschweren, befinden sich zwischen jedem Loch die mannigfältigsten natürlichen Hindernisse (hazards), die dem Spiel erst eigentlichen Reiz verleihen. Da sind Hügel und Thäler, Teiche und Gräben, Ginstergestipp und Schilf, Mauern, Eisenbahnschienen, Chausseen, Heden, Kiesgruben und last, not least, jener Schreden aller Golfer, die gefürchteten bunkers oder Sandlöcher. Sitz der Ball einmal in solcher Sadgasse fest, so hält es schwer, ihn wieder herauszubringen. Mit der Hand darf man ihn nicht berühren. Man bedient sich dazu der verschiedenartigsten Schläger, deren es elf hölzerne und acht eiserne gibt. Diese Schläger haben einen Griff aus amerikanischem Buchholz (hickory) und laufen unten in eine Art Hammer aus, der je nach dem Zweck, dem er dienen soll, verschieden geformt ist: bald breit, bald schmal, bald abgerundet, bald mit Weisung oder Horn beschlagen. Sie sind dem Golf-Spieler recht eigentlich das, was das Queue dem Billard-Spieler ist. Ein Diener, der sogenannte caddie, trägt sie in einem Koffer den Spielern nach. Jeder Schläger führt einen eigenen Namen. Der eine jagt den Ball gradeaus über flaches Land (driver); der andere gibt ihm einen Auftrieb, der ihn aus hohem Grase herausfließt (grasser dri-er); ein dritter treibt ihn hoch im Bogem über Hindernisse weg, nötigt ihn aber, auf dem Platz, wo er niederrast, regungslos liegen zu bleiben, — ein Umstand, der wichtig sein kann, wenn das Loch bereits in Sicht ist (lofting iron); ein vierter fischt ihn aus Sandlöchern, Ginsterbüscheln und Maulwurfs-Hügeln hervor (niblick) etc. Der Ball selbst besteht aus einer Composition von Guittapercha, hat eine rauhe, gefrete Oberfläche und ist weiß gestrichen. Er misst ungefähr 5 Centimeter im Durchmesser und wiegt etwa 42 Gramm.

Um ihn über weite Strecken dahin zu jagen (driving), stellt man sich in einer angemessenen Entfernung vor dem Ball fest auf beide Füße, beugt ein wenig die Knie und neigt den Oberkörper vor. Dann umfasst man mit der linken Hand

den Griff des Schlägers, legt weiter unten die rechte Hand lose an, um zu führen, und holt zum Schlag aus. Hierbei führt der Schläger weit über die rechte Schulter zurück, sodaß er im Schwung dreiviertel eines Kreises beschreibt. Der ganze Körper muß mitschwingen, wobei der linke Fuß sich auf die Beinenden hebt und wieder zurückfällt. Auf diese Weise jagt der Durchschnitts-Spieler bei Windstille einen Ball 120 bis 140 Meter weit; die größte Entfernung, die erzielt worden ist, betrug 280 Meter. Den besten Spielern gelingt es zuweilen, die Strecke zwischen zwei Löchern in drei Schlägen zurückzulegen, doch gehört dies zu den Seltenheiten und hängt ganz von örtlichen Verhältnissen ab. Meister haben daher nur Wert im Zusammenhang mit den Spielplänen oder links, auf denen sie erzielt wurden. Interessant und charakteristisch für den Ernst und die Gründlichkeit, mit denen man in England derartige Fragen erörtert, ist eine Untersuchung von Professor Tait über die Geschwindigkeit von Golf-Bällen, die in einer wissenschaftlichen Zeitschrift ersten Ranges veröffentlicht worden ist.

Auf den ersten Blick scheint das Spiel nicht eben schwierig. Aber der eigentliche Kampf beginnt erst bei den Löchern. Jedes Loch ist ungefähr 11 Centimeter breit und ebenso tief. Es ist innwendig mit Eisenblech ausgeschlagen, und in der Mitte steht ein Fähnchen, um die Stelle zu bezeichnen. In den ersten neun Löchern sind die Fähnchen weiß, in den übrigen rot. Wenn sich ein Vergrünen oder ein anderes Hindernis vor die Löcher schiebt, weisen andere Fähnchen den Weg. Die Umgebung jedes einzelnen Loches ist auf das sorgfältigste ausgewählt. Es befindet sich stets in der Mitte eines freien, welligen, mit Rasen bedeckten Terrains von etwa 20 Metern im Umkreis. Dieses Terrain heißt the putting-green und wird auf das kunstvollste gepflegt. Es darf weder flach sein wie eine Wiese, noch allzu hügelig. Man spielt darauf mit einem besonderen



Golf-Schläger.

Schläger, dem putter. Der Rauen muß kurz gehalten und behändig, unter Umständen täglich, gerollt werden. Denn handelt es sich bei den großen Entfernungen mehr um rohe Kraft, so handelt es sich hier um feinste Berechnung und sicherstes Augenmaß. Mancher, der mit wenig starken Schlägen über weite Strecken Heidelberges gelangte, kommt auf dem putting-green zu Hause. Ist der Ball glücklich in das Loch gelangt, so nimmt man ihn mit der Hand heraus und bringt ihn auf eine sonst geneigte Fläche (teeing-ground), die sich in der Nähe jedes putting-greens und am Anfang der Golf-Bahn befinden muß. Hier kommt man mit den Fingern auf dem Rauen eine kleine Erhöhung aus feuchtem Sand (toe), setzt den Ball los und schlägt los. Von da ab bis zum nächsten Loch darf man den Ball nicht wieder mit der Hand berühren. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, mit wie viel Schlägen das Spiel durchschnittlich gewonnen wird, da die Schwierigkeit der Aufgabe je nach der Beschaffenheit der einzelnen Spielplätze schwankt. Die geringste Zahl von Schlägen, die auf dem klassischen Spielplatz von St. Andrews in Schottland erzielt wurde, beträgt 72 bis 77. Aber ein Spiel, das mit 80 bis 100 Schlägen gewonnen wird, sieht schon einen ausgezeichneten Spieler voraus.

Der Leser wird aus dieser Schilderung ersehen haben, daß, so einfach alle übrigen Bedingungen des Spieles sind, eine allen Anforderungen genügende Golf-Bahn für den Privatmann schwer zu beschaffen ist. Golf wird daher meist auf öffentlichen Plätzen gespielt. Gewöhnlich benutzen mehrere Gesellschaften gleichzeitig denselben Platz und spielen hinter einander her. Die Nachrunder fordern dann durch den Zuruf: Fore! ihre Bodermannen auf, Platz zu machen. Da, wo das vorhandene Terrain nicht ausreicht, begnügt man sich mit neun Löchern und führt den Rundgang zweimal aus. Ja, es kommt vor, daß enthusiastische Golfer in ihrem eigenen Garten spielen, wo dann Rosenbäden und Gemüsebeete zum Schreden des Gärtners als Hindernisse dienen müssen. Zuweilen werden auch kürzere Bahnen für den ausschließlichen Gebrauch von Damen angelegt. Unter den Golf-Spielerinnen wurde im vorigen Jahre zum ersten Mal ein öffentlicher Wettkampf um die Meisterschaft abgehalten. Als Siegerin behauptete sich

Lady Margaret Scott. Die niedrigste Zahl von Schlägen mit denen sie gewonnen hat, schwankte, je nach den Spielplänen, zwischen 70 und 80.

Die berühmteste Golf-Bahn der Welt befindet sich in der erweiterten ehrwürdigen Universitätsstadt St. Andrews an der Ostküste Schottlands. Hier bewahrt man in einer Art Golf-Museum uralt, seltsam geformte Schläger aus längst vergangenen Zeiten auf; viele Straßen und Häuser dieses Orts entlehnen dem Golf-Spiel ihre Namen, und die Traditionen der ganzen Einwohnerschaft sind aus engst damit verknüpft. Nach St. Andrews werden die schottischen Städte North Berwick, Musselburgh und Preston wegen ihrer Golf-Bahnen am meisten aufgesucht. Aber es wäre unmöglich, auch nur die bekannteren Spielplätze alle mit Namen anzuführen. Täglich nimmt ihre Zahl in der ganzen Welt zu, denn kein anderes Spiel appelliert wie dieses an die Bedürfnisse jeden Standes, Alters und Geschlechts. Das ganze Jahr herum, sogar wenn Schnee den Boden bedeckt, kann es gespielt werden, und seine Aufgaben wechseln wie das Antlitz der Erde. Einen sympathischen Gefährten, einen erfahrenen caddie und etwas Glück im Spiel, — mehr verlangt der Golf-Spieler nicht! Fröhlich zieht er morgens aus, stählt seine Muskeln, sieht sein Auge und bräunt seine Stirn im belebenden Befahr mit der Natur, und wenn er abends müde heimkehrt, singen ihn die Meerestugen in traumlosen Schlaf.

Nachdruck verboten.

Festmahl der Offiziere der Adriansschützen.

Siehe Seite 116—117.

Von Richard Schott.

In einer Zeit, in der es für einen Rembrandt eine Empfehlung hielt, wenn man von ihm sagte, er male heimlich so gut wie Dow, konnte man auch an den breit modellierten Figuren des Franz Hals keinen Gefallen finden. Ebenso wie Rembrandt, war auch Hals mit seiner ähnlichen Behandlung zu einer Aufführung der Kunst gelangt, die ein für die rechte Ausführung der Merits und Van der Werfs schwärmende Publicum nicht zu verleben vermochte. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts brach sich eine andere Auffassung Bahn, und jetzt stellen wir Franz Hals neben Rembrandt an die Spitze der großen holländischen Malerschule. Man hat ihm zwar vorgeworfen, daß sein Wirkungskreis nur ein begrenzter gewesen sei, und in der That sind all seine zahlreichen Gemälde, die großen Schützenstücke und selbst die Volks-Szenen nicht ausgenommen, im Grunde doch nur Portrait-Gruppen. Aber wir schöpfen keine Kunst deshalb nicht weniger, wissen wir doch, daß es für den Künstler keine schwierigere Aufgabe giebt, als ein Bildnis zu malen, das nicht nur ein bloßes Spiegelbild von auswendigen Menschen, sondern den Menschen selbst in seinem ganzen Leben und Sein uns vor Augen führt. Wie viel Geist, Phantasie und Beobachtungsgabe gehört dazu, um aus der Erscheinung des Augenblicks die wesentlichsten Züge herauszuleben und in einem einzigen Bilde die so unendlich mannigfachen Elemente zum Ausdruck zu bringen, aus denen ein Charakter sich zusammensetzt! Mit einem einzigen Pinselfstrich zieht Hals den Formen des Gesichts und des Körpers ihre Lichter und Schatten, im ersten Augenblide weiß er, was er will, und wenn auch seine Malweise sich im Laufe der Entwicklung mehrfach änderte, des „Meisters Stempel“, wie er selbst es nannte, ist doch all' seinem Werken aufgedruckt.

Die Veränderungen in der Malweise des Franz Hals sind in hohem Grade charakteristisch: in ihnen spiegeln auch die Handlungen sich wider, die er in seinem äußeren Leben durchzumachen hatte. Der Ton, der anfangs dünn, fast unklar gewesen, wurde in der Zeit der ersten Erfolge des jugendlichen Meisters hell und frisch. Dann mit zunehmender Reife wird er voller und inniger, er verläßt sich zu jener sanften, beruhigenden Goldglut, die wir an den Schöpfungen aus den mittleren Lebensjahren des Künstlers so hoch schätzen. Bald aber wird der alternde Meister immer sparsamer mit der Farbe, immer schlichter in der Behandlung, bis er schließlich an der äußersten Grenze der Einfachheit und der Breite anlangt.

Hals geriet im Alter mit seinen Finanzen in eine läble Lage. Als er am 29. August 1646 im Alter von 82 Jahren starb und im Chor der Harlemer Hauptkirche bestattet werden sollte, mußte die Stadt die Begräbniskosten tragen. Und doch muß Franz Hals trotz seiner bereits mühsamen Verhältnissen bei seinem Zeitgenossen in hohem Ansehen gestanden haben; ist doch eine ganze Schaar tüchtiger Schiller aus seiner Werkstatt hervorgegangen, wurde er doch 1644 sogar zum Vorsteher der Bildner ernannt und drängten sich doch so viele bedeutende Männer dazu, von ihm gemalt zu werden. Von einem Besuch van Dyk's bei Hals erzählt Voormaer folgende fesselnde Episode: „Van Dyk ging nach Harlem und trat unbekannt in die Werkstatt des Hals ein. Er bat den Meister, ihm sein Portrait zu malen, und als dies vollendet war, sagte er: „Ei so, macht Ihr das also? Das möchte ich wohl auch einmal versuchen.“ Darauf nahm er ein Tuch, und indem daß Anfassen des Pinsels und der Palette schon den gerührten Meister vertrieb, malte er behend Halsens Bildnis. Dieser fuhr auf, und als er die seine, schöne Behandlung erkannte, fiel er dem Besucher um den Hals mit dem Ausruf: „Ihr seid van Dyk!“ — „Es ist etwas Unmögliches und Nahrhaftes,“ fügte Voormaer hinzu, „in dieser Freude und in dieser gegenseitigen Anerkennung verwandter Geister, welches dem Oberflächlichen zeigt, wie viel Ernst und Überzeugung in einer Künstlerseele lebt, wenn auch gleich die humoristischen und wilden Lebendesträume sich wie bei Franz Hals ähneln.“

Der Humor spielt in dem Leben des Franz Hals eine Hauptrolle und hat auch seiner Kunst ein so fröhliches Gepräge verliehen. Seine eigene, allen Widerwärtigkeiten trotzende Freude am Leben hat er unbedingt auf seine Gemälde übertragen. Allerdings geht durch das ganze niederbärdliche Volk jener Zeit ein Zug des Frohsinns und der Lebenslust, der nur durch eine gewisse feierliche Abgemessenheit ein wenig gedämpft wird. Die spanische Mode, die aus der Kleidung nach Vertreibung der Spanier rasch verschwand, erhielt sich eben in den Mänteln noch eine ganze Zeit lang, und namentlich die sogenannten Schülens- oder Regentenmäntle, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden so sehr beliebt waren, zeugen davon, wieviel von der nachgeahmten Grandezza noch geblieben war.

Auch das im Jahre 1618 entstandene erste Schützenstück des Franz Hals hat sich in dieser Hinsicht von der Tradition noch keineswegs ganz frei gemacht; ganz aus der Höhe seines Könnens aber zeigt sich Hals erst in den beiden aus dem Jahre 1627 stammenden Schützenstücken und namentlich in dem hier reproduzierten „Festmahl der Offiziere der Adriansschützen.“ Alles ist da hell und farbig. Wir sehen gelbe Koller, farbige Wämser mit orangefarbigen Schärpen und große malerische Hölle mit langwollenden Federn. Auch der Hintergrund ist hell. Durch das Fenster blickt man auf das braunliche Laub der herbstlichen Bäume.

Die Köpfe der fröhlich bei Küstern, Geflügel und Rheinwein versammelten Offiziere sind in hellem Fleischton mit garten-grauen Schatten gemalt. Das Ganze ist auf sanftbrannte, grau und goldige Töne wunderbar abgestimmt. Man bemerkt sofort, mit welcher Ähnlichkeit jeder Strich unmittelbar dahingesezt worden ist, wo er hingehört, wie die Köpfe mit dem ersten Schlag abgemacht, wie Rund, Nase, Augen, Bart und Haar in Form und Farbe fertig ausgefeilt sind, ohne auch nur mit einem Pinselstrich nachgefeilt zu werden. Und doch ist nichts Oberflächliches an dem Bilde; denn wenn auch die nebensächlicheren Theile sott behandelt und nur wenig durchgeführt, wenn auch die Kragen, Schärpen, Fahnenstoffe u. s. w. meist nur leicht hingeworfen sind, so wird das Auge doch nirgends eine Unfertigkeit entdecken können. Und Welch' ein Reichthum der Erfindung offenbart sich in der großen Verschiedenheit der sich niemals wiederholenden und immer gleich lebensvollen und geistreich dargestellten Haltung der einzelnen Herren, Welch' eine Fülle

Grübchen stemmte sie weiter auf den Zaun und wandte ihr frisches Gesicht, einen lähl abwartenden Zug darin, eben nur ein wenig zur Seite, als er sie anredete.

"Vater, ganz allein?"

"Soll schon allein sein!"

"Vater ist wohl auf der Wiese?"

"Soll schon draußen sein! Wenn man zwölf Mann und drei Jüder ins Heu schlägt — — — Hat eben nicht jeder Zeit, auf der Landstraße zu spazieren."

"Sie mußte, sie wußte selbst nicht, warum, manchmal schnippisch

sein gegen den Vetter.

"Hat auch nicht jeder Grund," sagte er und sah sie mit verliebten Blicken an.

einander gerannt waren. Der Vetter stand zuerst hierüber hinweg, indem er zum Bewußtsein dessen kam, daß der Vater trostloses Gesicht noch immer an seiner Brust lag. Nicht herausfordernd, sondern hilflos und verwirrt blieb dies Geschöpf zu ihm auf, und der Vater trostloses Herzchen klopfte unter seiner Hand wie das eines gefangenen Vogelchens. Eine Eingebung im tödlichen Muth erfaßte ihn: mit seinen kräftigen Armen umschloß er noch fester das Mädchen, und ein und noch mehrere schnelle Küsse drückte er auf den rosigathmenden rothen Mund.

Wunderbarer Weise hielt die Vater erst still. Dann kamen ihr die Gedanken wieder. Leider noch nicht ganz klare Gedanken! Sie sah plötzlich sehr zornig aus, stemmte ihre kleinen Fausten mit aller Gewalt gegen die Brust des Bettlers, und stotterte mit bebenden Lippen und blickenden Augen das eine Wort hervor:

"Unverschäm!"

Der Vetter wollte seinen Ohren nicht trauen. Er war so entgeistert, daß es eine Weile währete, eß' er die sich wild sträubende wirklich freigab. Und dann ließ er sie los und entfernte sich stumm.

Die Vater lief ins Haus, ohne sich noch einmal umzusehen. Sie war entrüstet, und Thränen der Wuth funkelten in ihren Augen. Unverschäm war der Mensch! Und dazu sah es doch wie ein schmerzlicher Stachel in ihr: "Zeigt war's aus mit ihr und dem Vetter!"

Aus und vorbei, alles!

Der neue Tag sank, und es ward wieder Abend. Wie gestern schlenderte der Vetter die Dorfstraße entlang. Das war wohl eigentlich sonderbar? Aber er hatte eben gedacht: Ah was! er ging, wo er wollte, und es fiel ihm gar nicht ein, um das Haus des albernen Dinges, das ihn wahrhaftig hatte absallen lassen, einen Umweg zu machen! Nochte die Vater am Zaun sein oder nicht, ihm war's gleich! Und so zog er mißmutig daher, die Mütze aufs Ohr geschoben und den Kopf im Nacken.

Als er um die Ecke bog, wo der Hollunder so üppig über eine niedere Mauer nistete, durchzuckte es ihn. Die Vater stand wahrhaftig am Zaun wie gestern. Auch sie wollte ihm also ihre Verachtung bezeigen, die sich um sein Kommen oder Gehen nicht scherte? Auch gut! Er trabte weiter.

Obgleich sie ihm den Rücken lehrte, sah er, wie ihre Brust plötzlich zu stürmen begann. Und zugleich wußte er merkwürdigerweise, daß sie seinen Schritt kennen!

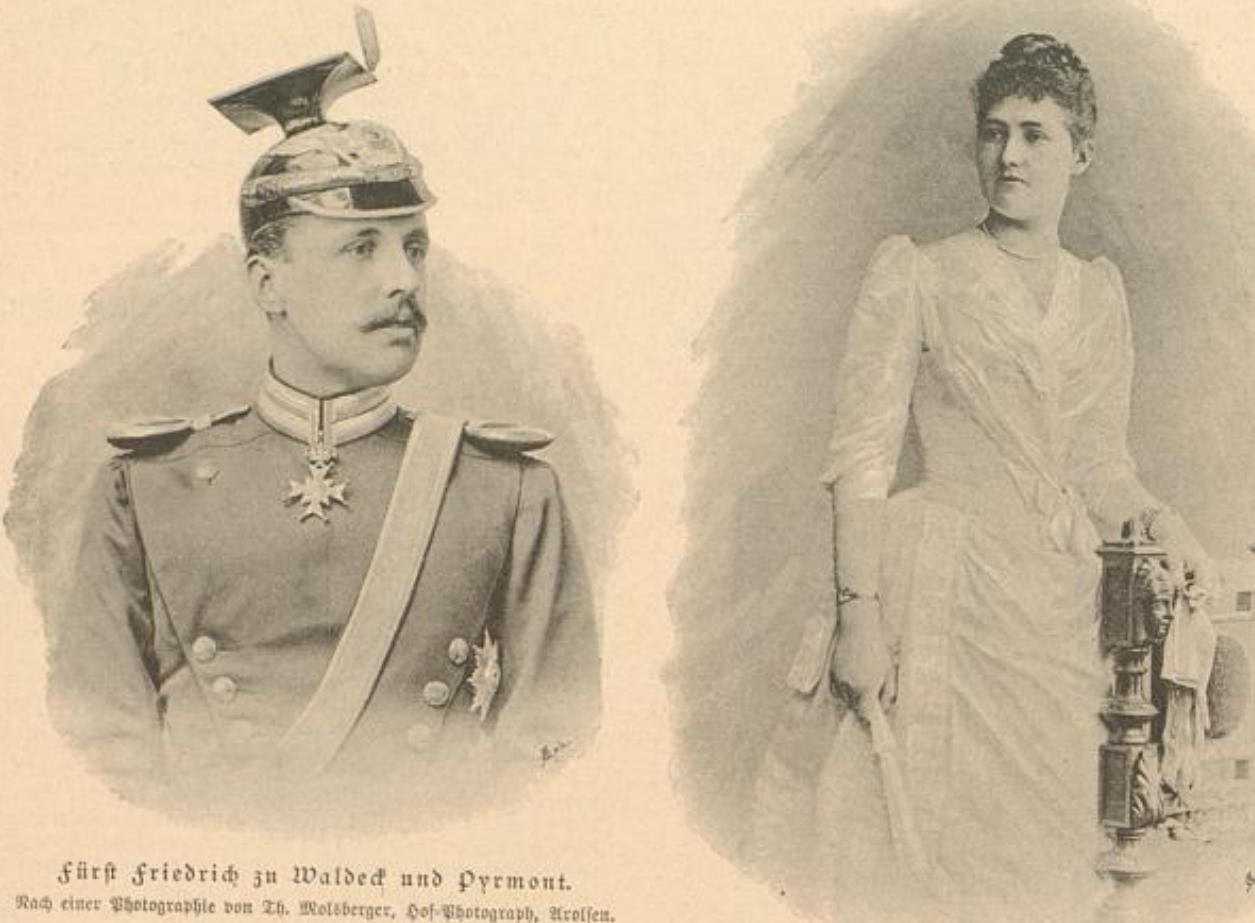
Als er in gleicher Höhe mit ihr war, vergaß er offenbar, daß sie für ihn nicht mehr vorhanden sein sollte. Er rückte an der Mütze und brummte etwas, das wie "Guten Abend" klang.

Ihre braunlichen Arme blieben auf den Zaun gestemmt. Sie drehte nur mit einem fliehenden Blicke den Kopf herum. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und senkte die Stirn. In ihrem Innern stand kein rettender Gedanke in der Not. Aber da kam ihr die Erleuchtung wieder von außen! Ihr Auge glänzte auf, den einen Arm streckte sie nach dem Garten hin weit aus. Dann wandte sie sich voll dem Vetter zu, und während ihr Gesicht, ganz und gar mit Blut übergesoffen, bittend und zagend, trozig und demütig zugleich ihr anschaute, flüsterte sie fast unverständlich:

"Du — — die gelbe Henne ist schon wieder d'rin!!"

Nachdruck verboten.

Fürst Friedrich zu Waldeck und Pyrmont und seine Braut, Prinzessin Bathildis zu Schaumburg-Lippe.



Fürst Friedrich zu Waldeck und Pyrmont.

Nach einer Photographie von Th. Wolfsberger, Hof-Photograph, Arolsen.

von Lebenslust sprudelt aus den Köpfen dieser munter schmausenden und sich fröhlich zutrinkenden Bürger! Deren Namen sind bekannt, und der Liebenswürdigkeit der Harlemer Museums-Verwaltung verdanken auch wir es, sie zu kennen, da man aber über ihre Persönlichkeit, ihre Bedeutung, ihre Verhältnisse nichts andres weiß, als daß sie fast ausnahmslos reiche Kaufleute waren und ein sehr lustiges Leben führten, so bietet die trockene Namens-Nennung für den Besucher weiter kein Interesse; ihn fehlt eben die Gesammdarstellung, das Stil-Culturleben, das Franz Hals in diesem Gemälde niedergelegt hat und das so sehr an das Wort gemahnt, mit dem Goethe im "Gantont" die Niederländer jener Zeit so treffend charakterisiert: Leben und leben lassen!

Nachdruck verboten.

Die gelbe Henne.

Skizze von G. von Lieres und Wilkau.

Gegen der untergehenden Sonne fiel ein rothes Licht in die Schlucht! So schön war die Schlucht! In ihrer Mitte ließ ein rieselnder Bach zwischen sanftgrünen Uferändern, und von da stieg mit jauchzendem Grasdurchs die Wiese steil aufwärts. In halber Höhe der Bergwand aber zog die Dorfstraße dahin, überrascht von Eichen, Buchen und Birken mit schlanken Sämmen und rauenden Wipfeln.

Im Abendpurpur standen die Anwohner des Dorfes, nicht etwa dicht am Straßenrande stehend, sondern die einen tief im Thal ihr Häuschen in die Wiese hineinschiebend bis an den Rand des Wassers, die anderen hinausstierend bis fast zum Gipfel des Berges; — die einen arme Hütten, mit Stroh gedeckt, die anderen aus Stein gebaute stattliche Bauernhäuser!

Und auf den Birken und Buchen, dem weißen Gefieder der Gänse, die vom Berge stahlwärts schnatterten, und in den kleinen, bleigefärbten Lüterscheiben im Firs der Hütten und Häuser lag das rothe Blitzen der Abendgluth.

Am Pächterhaus war ein Garten, in dem, von hölzerner Planke umschlossen, Kohl und Rüben, Gemüse und Beerensträucher ziemlich wild durch einander wucherten. Außen am Zaun stand des Pächters ältestes Mädel, ein Ding von siebzehn Jahren. Bei aller Weichheit um den rothen Mund trug sie das Räschchen hoch und war durchaus nicht ohne Ahnung davon, daß der Vater gar manchen Thaler im Sac und stolze vierhundert Morgen besten Weizenboden und dreischüriger Wiesen vom gräßlichen Gußherrn in Pacht hatte. Halb städtisch, halb dörflicherisch gekleidet, schwante sie über den Zaun und stemmte ihre schlanken, braunlichen Arme auf die Holzplanke. Ein paar weiblone Wäschchen quollen aus ihrem Kopf auf den zierlichen Nadeln, und so sehr das Mädel sich anstrengte, gleichmütig über den Garten dahinzusehen, war doch eine Unruhe um den Mund und in ihren Augen.

Die Dorfstraße herab kam in hohen Stulpstiefeln der Vetter, der große Bauernsohn, der im Jahr zuvor auf der landwirthschaftlichen Hochschule gewesen war. Die Pächters-tochter merkte selbverständlichkeit erst, daß er da war, als er dicht hinter ihr "Guten Abend" sagte. Die Elbogen mit den

Prinzessin Bathildis zu Schaumburg-Lippe.

Nach einer Photographie von Carl Spix, Hof-Photograph, Detmold.

Sie fuhr ordentlich zurück. Es ließ sich kaum vorgeben, als habe sie nichts gehört und gesehen, denn sie hatte den Vetter eben bei ihrem Angriff mit voller Lust herausfordernd aus großen Augen angeblitzt. So drehte sie nur schnell den Kopf weg und mußte sich redlich und vergebens zu verbergen, wie das Blut ihr in die Stirn schoss. — Eine bellomime Pause entstand.

Der Bauernsohn stoppte mit einer Weidengerte, die er in der Hand hielt, und an deren Ende ein Büschel graugrüner Blätter zitterte, an seine Stulpstiefel, auf die er trampshaft hinsab, ein zugleich verlegenes und verlangendes Lächeln um den Mund. Die Tanten und Onkel und die ganze Verwandtschaft standen vor ihm, wie sie ihn zu der Bewerbung um die kleine Vater drängten, die solch eine schöne Mitgift erhalten sollte. Dann trat ihm jedoch das alles — aber auch alles! — dagegen zurück, was die kleine Vater doch für ein liebes Ding wäre! Er atmete tief, während er sich frumm gestand, daß er sie, so weit es auf ihn anstehe, nehmen würde auch ohne Onkel und Vater und Mitgift. Und sie mochte ihn auch! Das wußte er schon! Nur, daß sie eine kleine Kröte war Man kam wahrhaftig gar nicht heran an sie!

Sie sprach zuerst wieder. Der kluge Einfall, nach dem sie heimlich gesucht hatte, um abzulenken — warum eigentlich abzulenken? — war zwar nicht in ihrem Innern erstanden. Die Rettung kam ihr von außen.

"Die Hühner sind im Garten!" sagte sie. Nicht mit dem vollen Ausdruck der Empörung, den sie sonst hatte, wenn das Federwieh in die Erdbeeren geriet.

Sie sprangen beide vorwärts, die frechen Eindringlinge zu verjagen. Der Vetter setzte über den Zaun, das Bäschchen rannte mit flatternden Nöcken durch's Gatterthor.

Unter den Hühnern entstand ein gewaltiger Aufruhr, als die zwei Menschen-Ungehörne dahergebräuht kamen. Eine braune Henne flog über den Zaun; der Hahn stürzte, seine kriegerische Haltung aufgebend, mit zwei weißen Gefährten am Stadet entlang und entwischte mit ihnen durch die Lüde im Gehege, zu der er vorher hereingekommen war. Nur die alte gelbe Henne, der die aufgeplützten Federn bis über die kurzen Beinchen herabwuchsen, verlor alle Bejnimmung, rannte flügelschlagend hin und her und konnte den Durchschluß nicht finden. Wenn jedoch die beiden, die sie schaute, innenhielten, vergaß sie sofort alle Angst und stellte gemächlich von neuem in die Erdbeeren, um gleich d'raus abermals gackernd daraus hervorzustiehen, gejagt von den Verfolgern. Eben machte sie wieder einen tollen Versuch, nach dem entgegengesetzten Ende des Gartens auszubrechen. Das Bäschchen, hochrot im Gesicht ihr nachjagend, kehrte um, ihr den Weg abzuschneiden, und — hopp! — lag es an der Brust des Bettlers, der rein zufällig gerade von der anderen Seite mit ausgebreteten Armen herzu lief. Die Henne, mit einem Mal unbeküllt, gewann mit triumphirendem Schrei freie Bahn.

Die zwei Leutchen hatten beide zunächst nur davon eine dumpfe Vorstellung, daß sie mit den Köpfen recht fühlbar an-

Schon im vorigen Jahre konnte man in dem reizenden Pyrmontser Emmertshale, an dessen berühmten Stahlquellen jährlich viele Tausende Heilung suchen, davon sprechen hören, daß drüben in der kleinen Hauptstadt des schönen Ländchens, das troz seines bescheidenen Umfangs unser deutsches Volk doch mit vier hervorragenden Künstlern: Drafe, Rauch, Wilhelm und Friedrich Kaulbach — beschient, daß in Arolsen nun wohl bald Verlobung gefeiert werden würde. Aber während man noch darüber debattirt, wer wohl die Auserwählte des jungen Erbprinzen sein würde, durchdrang eine Trauerfunde das Land. Der Fürst Georg Victor war am 12. Mai 1893 gestorben, und statt einer in die Grenzen einziehenden Braut zu jubeln zu können, mußte man den Zug mit dem Leichnam des geliebten Landesherrn an sich vorüberwälzen sehen.

Seitdem wahr mehr als ein Jahr vergangen, und als heuer im Monat der ersten Kurgenäste in Pyrmont erschienen, da kam wieder das Gespräch von der Verlobung des Erbprinzen Friedrich, der nun der regierende Fürst geworden war, auf die Tagesordnung. Und diesmal sollte man nicht umsonst auf die freundige Botschaft harren. Sie traf aus dem Bayernlande ein, wo auf Schloss Hohenburg der junge Fürst sich am 8. Juni mit Prinzessin Bathildis zu Schaumburg-Lippe verlobt hatte, der schönen Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, eines Onkels des regierenden Fürsten Georg. — In Nati-boris in Böhmen erblickte die Prinzessin am 21. Mai 1873 das Licht der Welt, auf dem romantisch gelegenen Schlosse bei Böhmischi-Stolitz, wo ihr Vater als Besitzer der Fürstlich Schaumburg-Lippe'schen Secundogenitur-Herrschaft Nachod seine Sommer-Residenz aufzuschlagen pflegt. In der Fremde geboren und erzogen, ist Prinzessin Bathildis, — die jüngere Schwester der Königin Charlotte von Württemberg und die Cousine des Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe, des Schwagers unseres Kaisers, — doch eine echt deutsche Fürstentochter, und soviel edle Züge weiß man ihrem Charakter nachzurühmen, daß die Bewohner von Waldeck und Pyrmont schon jetzt mit Recht nicht wenig stolz sind auf ihre zukünftige Fürstin und Landesmutter.

Fürst Friedrich, der am 20. Januar 1865 zu Arolsen geboren wurde, stand bis zu seiner Thronbesteigung als Seconde-Lieutenant im 3. Garde-Ulanen-Regiment zu Berlin, ward dann aber unter Übersprung der Premier-Lieutenants- und Hauptmanns-Charge zum Major befördert und à la suite des genannten Regiments gestellt.

M. G.